

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sterne und Blumen. 1881-1925 1904

35 (28.8.1904)

Sterne und Blumen.

Illustrirte Unterhaltungsbeilage zum „Laupheimer Amtsblatt“.

Mitbegründet

von

Philipp Wasserburg („Laicus“) in Mainz.

N. 35.

Sonntag, den 28. August.

1904.

Der Einsiedler von der Hallig.

Erzählung von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Und,“ — die Stimme des jungen Mannes lebte — „wissen Sie von keiner anderen Ehe Felix von Waldenows? Keiner anderen schwur er und hielt er die Treue, als jenem Mädchen von der Hallig? Kein anderes Kind nannte er sein, als jenen Knaben?“ Der Fremde hielt hier inne; die Bewegung drohte, ihn zu überwältigen.

„Niemals hörte ich von einer zweiten Ehe,“ rief das junge Mädchen erstaunt. „Zahre lang brachte mein Oheim in der Gesellschaft seines Veters, des Herrn von Herbach, auf Reisen zu, immer fränkend, immer tiefer umstrickt von den Nezen unüberwindlicher Schwermut. Seit einiger Zeit weilt der Oheim wieder hier, aber unzugänglich der Welt und, wie gesagt, gebrochen an Leib und Seele. Doch ich fühle es, ihn hätte die wahre Liebe, die wahre Aufopferung zu retten vermocht. Allein Herr von Herbach —“ Das junge Mädchen verstummte, als fürchte sie, zu viel gesagt zu haben.

„Vollenden Sie, ich bitte Sie darum!“ rief der Fremde dringend; „oder nein, ich weiß alles, was Sie sagen wollen — mein Herz sagt es mir seit dem Tage, da ich aus Niels Gardbergs, meines gütigen Pflgevaters Munde erfuhr, wem ich mein Dasein danke. Herr von Herbach ist der böse Geist des Barons von Waldenow; des letzteren Tod sichert ihm das Majorat, sobald kein männlicher, legitimer Erbe vorhanden ist; so viel ergaben meine Nachforschungen und Schlüsse, und nicht wahr, so ist es?“

„Ja, so ist es.“

„Nun denn, gelobt sei Gott, der ein teures Leben bis heute erhielt! Gelobt sei Gott, der mich Ihnen entgegenführte! Bernehmen Sie denn, daß nur die Gattin des Barons Felix ihren Tod in den Fluten fand, daß das Kind von einem braven Manne, Niels Gardberg, gerettet wurde. Grauenvoll gestalten sich alle meine düstern Ahnungen zur vollen Gewißheit. Aber die Vergeltung lebt noch. Waldemar von Herbach, die Stunde ist gekommen: Sella Martensens Sohn fordert im Namen der Toten die Ehre, die Du seinem Vater raubtest! — Verzeihen Sie meine

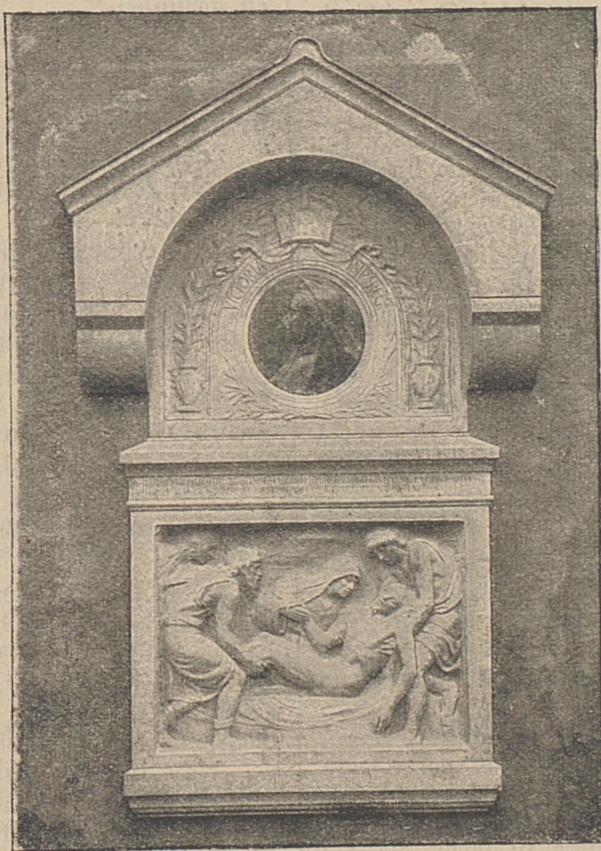
Aufregung, ich bin das aus den Wellen gerettete Kind, — bin Felix von Waldenow!“

„Allmächtiger Gott! Wäre es Wahrheit?“ rief das junge Mädchen bestürzt. „Aber nein, es ist nicht möglich! Nach achtzehn Jahren des schmerzlichsten Kummers ein Auferstehen der Freude? Es wäre zu viel des Glücks!“

„Sie zweifeln an der Wahrheit meiner Worte, mein Fräulein. Ihr Bedenken ist gerechtfertigt; aber hören Sie: Niels Gardberg, mein Retter, nahm mich mit sich nach Amerika; er verberg mir meines Vaters Namen, damit ich dem vermeintlichen Verräter an meiner Mutter nicht fluchen sollte. Allein seit einem Jahre entdeckte mir der Bräve, während einer schweren Krankheit, die er zu bestehen hatte, meine Herkunft; und seit diesem Jahre habe ich geforscht und ergründet, daß meine Mutter das Opfer eines schändlichen Spiels geworden, eines Bubenstücks, das Waldemar von Herbach beging, der meinen Vater treulos schilderte. Aber mein Vater wird seinen Sohn erkennen, er, der Mann, nach dem sich mein ganzes Herz drängt! Ich bringe ihm sein eignes Bild zurück, das er einst dem Säugling aus weiter Ferne als ein Liebeszeichen sendete; er wird den Sohn seiner Sella nicht zurückstoßen. Ich muß ihn sprechen, aber allein, ohne Zeugen. Verhelfen Sie mir dazu — Sie, die wie der gute Geist meiner Heimat mir entgegentraten. Waldemar von Herbach darf keine Ahnung meines Hierseins haben, ehe ich zu meinem Vater geredet. Dies wird eine Notwendigkeit, die ich schon lange als solche betrachtete. Deshalb legte ich mir einen andern Namen bei und nannte mich Thompson, seitdem ich Amerika verlassen habe.“

Sinnend stand das junge Mädchen einige Augenblicke da, fest und prüfend ruhten ihre Blicke auf des Fremden Antlitz.

„Ich glaube Ihnen,“ sagte sie sodann zuversichtlich. „So wie Sie, kann nur die Wahrheit reden, und jeder Zug in Ihrem Antlitz, jede Bewegung Ihres Körpers erinnert mich an Oheim Felix, der verjüngt vor mir zu stehen scheint. Ich



Gedächtnismal für die verstorbene deutsche Kaiserin Friedrich an der Kirche in Cronberg.

bin Mila Waldenow, eine Waise, die von des Onkels Güte lebt und einen zweiten Vater in ihm fand. Als Ihre Verwandte heiße ich Sie willkommen und wünsche alles Heil Ihrem Vorhaben, sich Ihre Heimat, Ihre Rechte zu erkämpfen gegen Bosheit und Neid. Wir sind Verbündete; denn dieselbe Stimme, die zu Ihren Gunsten spricht, sie tönt seit Jahren in meiner Brust. — Waldemar von Herbach ist böse, ich traue ihm nicht. — Sie sollen den Baron Felix sprechen, noch diesen Abend. Um die siebente Stunde suchen Sie, so unbemerkt als möglich, ins Schloß zu gelangen. Meine würdige Gesellschafterin wird Sie in Empfang nehmen; ich werde den Dheim vorbereitet haben und Sie zu ihm führen. — Doch still — man kommt! Um Gotteswillen fort, es darf uns keiner zusammen sehen. Dem Herrn von Herbach erscheint ein jeder verdächtig. Meiden Sie selbst das Dorf. Eine Viertelstunde von hier entfernt liegt ein einsames Gasthaus, dort verweilen Sie bis zu der Stunde, in welcher Sie Ihren Vater sehen sollen.“

Mit inniger Bewegung erfaßte der junge Mann eine Hand Milas und küßte die weißen Finger ehrerbietig. Dann eilte er vorsichtig hinweg. Inzwischen näherte sich das leise Geräusch gemessener Tritte mehr und mehr. Mila zuckte zusammen — Herr von Herbach stand vor ihr.

Der Edelmann war noch gewählter und jugendlicher gekleidet, als dies je der Fall gewesen war; ein unheimlicher Glanz strahlte auf seinen Augen, und eine fast wilde Lustigkeit sprach aus jeder seiner Bewegungen, aus dem Klang seiner Stimme.

„So allein, schöne Nichte?“ rief er, „versenkt in Träumereien? Nicht wahr, der Dheim ist ein unwillkommener Störer? Ha, ha, man kennt das; und doch,“ fuhr er fort, sich mit lauerndem Blick umsehend, „doch war mir's, als hörte ich reden.“

„Sie irren sich, gnädiger Herr, nur der Wind strich durch die Bäume, und die Vögel sangen in den Zweigen, und ich war so närrisch, ein kleines Gedicht aus meinen Schuljahren laut herzusagen.“

„So täuschte ich mich also nicht; doch still,“ unterbrach er sich, die Hand lauschend ans Ohr legend, „hörst Du nicht ein Geräusch in der Ferne, ein Durcheinander von Stimmen?“

Erstaunt sah Mila den Redenden an. „Nichts höre ich, gnädiger Herr.“

„Ich werde mich noch verraten, mit der albernen Ungeduld,“ murmelte der Edelmann finster vor sich hin, dann fuhr er, schnell die lächelnde Miene wiederfindend, laut fort: „Meine Nerven sind sehr aufgeregter diesen Morgen. Der Besuch, der stündlich eintreffen kann, peinigt mich. Lydia Bornheim ist eine achtbare Frau; aber sie hat für mich so etwas — etwas Aufregendes — so etwas — Sieh doch, Mila, was kommt dort aus dem Ferst? Was tragen die Leute dort? Reicht Dein Auge so weit?“

Diese Frage entlockte dem jungen Mädchen ein Lächeln.

„Ich glaube, es sind Holzsammler, gnädiger Herr, Mann und Weib, die Reisigbündel auf den Schultern tragen.“

„Sie fanden ihn noch nicht,“ hallte es durch Herbachs Seele.

„Doch mich ruft die Pflicht ins Haus,“ nahm Mila von neuem das Wort. „Frau Bornheim kann früher eintreffen, als wir geglaubt. Verzeihen Sie mir, gnädiger Herr.“ — Sie verneigte sich leicht und verließ die Anhöhe. Langsam folgte ihr der Edelmann, ohne ihr seine Begleitung anzubieten.

„Wie ein Alp liegt es auf meiner Seele,“ flüsterte er vor sich hin. „Ich wollte, es wäre alles vorbei! Ich werde feige, feige vor dem Buchstaben des gesellschaftlichen Gesetzes. Ach, die Nacht! Könnte ich sie auslöschen aus meinem Gedächtnisse! — Hätte ich nur den Mut, die Papiere zu lesen, die das Taschenbuch des Unglücklichen — des Buben enthält, der mir mein Recht, mein durch Jahrzehnte der Heuchelei, der Entsetzung, der Intrigue mühevoll erworbenes Recht durch das launige, bequeme Recht der Geburt entreißen wollte. Und es war so leicht, die Bresche in die Gesetzesmauer der Gesellschaft zu schießen; warum wird es so schwer, die Folgen zu tragen? Doch ermanne ich mich! Dort rollt ein Wagen heran. Vielleicht bringt derselbe die erwarteten Gäste.“

In der Tat fuhr in einiger Entfernung auf der Chaussee ein eleganter Reisewagen herbei. Ein Koffer und mehrere Schachteln standen neben dem Kutscher.

„Ich begrüße Euch, Einkehrende, auf Schloß Waldenow mit Freuden,“ setzte Herbach sein Selbstgespräch fort. „Der unangefährliche Nebenbuhler wird mir Gelegenheit geben, die verdrießliche Blutgeschichte zu vergessen und meine Würde zu bewahren.“

Er entfernte sich, einen Quersteg einschlagend, der den Weg kürzte, und war eben am Herrenhof angelangt, als der Wagen über den Kiesweg fuhr und vor der Haustür anhielt.

Er eilte, die Gäste zu bewillkommen; auch Mila kam herzu. Nur eine Dame, in einem einfachen, dunklen Reisekleide, entstieg dem Innern des Wagens. Wer hätte in jener schmucklos gekleideten, stillen und ernstesten Frau die Lydia Bornheim früherer Zeit, die bezaubernde, junge Witwe wiedererkannt, die sich einst mit ganzer Seele in den Strudel des Vergnügens stürzte? Ihr Antlitz war noch immer anmutig, allein ihr Haar war früh ergraut, und ein gewisser Ausdruck des Seelenleidens prägte sich in ihren Zügen aus.

„Willkommen, gnädige Frau, willkommen auf Waldenow in meines Veters Namen und dem meiner eigenen Wenigkeit! Achtzehn Jahre liegen zwischen unserem letzten Zusammensein!“ rief er ihr entgegen, indem er ihr den Arm reichte, sie in den Gartensalon zu führen. „Mein guter Felix ist sehr leidend,“ fuhr er geschwätzig fort; „verzeihen Sie, wenn er Ihnen vorläufig durch mich und unsere liebe Nichte, Mila von Waldenow, seine ehrerbietigste Ergebenheit und alle Freundschaften zu Füßen legen läßt.“

Sie hatten den Gartensaal erreicht und ließen sich nieder, während ein Diener Erfrischungen reichte.

Frau Bornheim küßte des jungen Mädchens Stirn. „Ich habe von Ihnen in der Residenz gehört, mein liebes Kind,“ sagte sie. „Ich dürste mit Ihnen schmollen, daß Sie mich, die ältere, Sie suchen lassen; aber Sie wußten wohl gar, daß mein kleines Opfer reich entschädigt werden würde. Erroteten Sie nicht; reichen Sie mir Ihre Hand. Nicht wahr, wir werden Freundinnen?“

„Erlauben Sie vorerst, gnädige Frau, mich Ihre Schülerin nennen zu dürfen, Ihre Schülerin in der Kunst, Herzen zu gewinnen.“

Lydia lächelte freundlich.

Das kurze Gespräch ward durch den Eintritt des Barons Felix unterbrochen, der, auf einen Stuhl gestützt, — denn er fühlte sich heute schwächer als jemals, — in das Zimmer trat.

Lydia konnte einen Ausruf schmerzlichen Erstaunens nicht unterdrücken, den Felix verstand und mit trübem Lächeln beantwortete.

„Nicht wahr, Sie finden mich sehr verändert?“ nahm er das Wort; „achtzehn Jahre vermögen viel. Kummer und Krankheit nagen wie ein giftiger Wurm an meinem Leben, nur Waldemars Obhut hat mich bis jetzt dem Dasein erhalten.“

„Sie werden sich noch lange, gewiß recht lange seiner erfreuen,“ entgegnete Lydia, warm die dargebotene Hand pressend. „Nun erstaunen Sie über mich, lieber Baron, auch mein Haar ist ergraut, auch ich bin eine andere —“

Herr von Herbach warf Lydia einen bittenden Blick zu, und sie brach ab; sichtlich bedurfte der Baron der höchsten Schonung.

Waldemar suchte der Unterhaltung eine andere Richtung zu geben. „Sie sind sparsam mit Ihrer Gunst, gnädige Frau,“ sagte er; „ich vermisse jemanden in Ihrer Begleitung, den wir ebenfalls als Gast zu begrüßen hofften, und zwar Ihren Herrn Sohn. Ich habe dem jungen Mann ein schweres Unrecht abzubitten aus seiner Kindheit her.“

„Dies Unglück war vielleicht ein Glück für mich,“ entgegnete Lydia; „am Krankenbette meines Kindes lernte ich die Mutterpflichten kennen. Und das Leben wird durch gewissenhafte Erfüllung großer Pflichten leicht. Man steht am Ziele glücklichen Gelingens, ehe man es vermutet, und ich selbst bin so verwegene zu sagen: mein Sohn ist mein Stolz und mein Glück. Sie werden ihn kennen lernen, vielleicht kennen Sie ihn schon; denn seit gestern weilt er in Waldenow.“

„Ihr Sohn?“ fragte der Baron Felix.

„Ihr Sohn?“ wiederholte wie ein Echo Herr von Herbach.

„Mein Emil ist ein sonderbarer Mensch,“ antwortete Frau Bornheim lächelnd. „Er liebt es, Land und Leute zu studieren, mit denen er in engeren Verkehr zu treten gedenkt. Als Ihre Einladung, Herr Baron, uns zuzumachen, bat er mich, meine Ankunft auf Waldenow um einen Tag zu verschieben,

er selbst wolle unerkant schon zum Kirchweihfest dort ein-
treffen, sich ein Zimmer im Gasthause unter dem Namen
Thomas —"

„Thomas!“ fast schauerlich Klang der Widerhall des un-
willkürlichen Aufschreies Waldemars von der gewölbten Decke
des Salons.

„Sie haben ihn also gesehen, vielleicht mit ihm geredet?“
fragte Lydia gespannt.

Gewaltig nahm Herbach seine Kraft zusammen. „Mer-
dings sah ich einen Fremden in der Kirche,“ berichtete Herbach
mit erzwungener Freundlichkeit; „er fiel mir auf, ein statt-
licher Jüngling; aber ich konnte nicht ahnen —“

Der Eintritt eines Dieners unterbrach ihn; mit verstörter
Miene glitt derselbe hinter Waldemars Stuhl und flüsterte
ihm einige Worte ins Ohr. Der Edelmann ward blaß und
erhob sich.

„Was gibt es, Lorenz?“ wandte sich der Baron an den
Diener.

Statt des Gefragten antwortete Herbach. „Nichts, lieber
Felix, gewiß nichts.“

„Und doch muß es etwas besonderes sein. Du nimmst zu
viel Rücksicht auf mich, guter Vetter; ich darf aber doch nicht
ganz vergessen müssen, daß ich noch lebe und Herr auf Wal-
denow bin. Also was gibt es, Lorenz? Ich befehle Dir zu
reden!“

„Gnädigster Herr,“ stotterte der Diener, „in dem Forst
am Steinkreuz ist ein Mord geschehen. Den jungen Fremden,
der gestern im Wirtshause ankam, fanden Bauern in seinem
Blute schwimmend. Man bringt ihn eben daher — der arme
Herr Thomas!“

Ein Aufschrei Lydias, der die weiteren Worte des Dieners
abschnitt, streifte an den Entsetzensruf des Wahnsinns. Die
verzweifelte Mutter stürzte an dem erschrockenen Waldemar
vorbei, aus dem Salon ins Freie, den Vorgarten hindurch auf
die Straße, auf der eben ein trauriger Zug langsam dahin-
walle. Auf einer, von zwei Bauern getragenen Bahre ruhte
der starre Körper des ermordeten jungen Mannes; eine An-
zahl Dorfbewohner folgten, leise miteinander redend und
den Mörder verwünschend.

Die plötzliche Erscheinung des herbeifliegenden Weibes
hemmte den Schritt der Träger; fast mechanisch setzten sie die
Bahre nieder und traten zurück. Nach Atem ringend, das
vom unsäglichen Schmerz verzerrte Antlitz auf den Leichnam
gerichtet, stand Lydia einige Augenblicke unbeweglich da, als
scheue sie sich, das Tuch zu berühren, das des Toten Antlitz
deckte; keine Träne entfloß ihrem Auge.

Jetzt hob sie das Dinnen empor. Das Antlitz des Ermor-
deten, vom Sonnenlicht umstrahlt, ward sichtbar; sanft und
friedlich waren des jungen Mannes Züge, als ob ein Hauch
seligen Friedens darüber hinweggeglitten sei. — Wie anders,
wieviel stiller, und dennoch wieviel rührender war der
Schmerz der Witwe um den gemordeten Sohn, als einst die
Verzweiflung der Weltkame, die aus glänzender Gesellschaft
an das Krankenlager ihres schwerverwundeten Knaben ge-
rufen ward!

Aus der lautlosen Bewegung, mit der Lydia jetzt über
ihres Sohnes Leiche in den Staub sank, die Hände zum
Himmel emporstreckend, als rufe sie ihn zum Zeugen der blu-
tigen That, sprach der reinst, heiligste Schmerz, ein Schmerz
der Verklärung; aus den Angstrufen des Damals tönte der
Schrei der Reue, des mahnenden Gewissens.

„Mila, entferne Dich,“ befahl Herr von Herbach halbblau
dem jungen Mädchen, das, den Baron Felix führend Lydia
gefolgt war. — „Das ist kein Anblick für Dich, und Du
Vetter, — nun es mußte so kommen, helfst ihm, er wird ohn-
mächtig.“

Felix ergriff ihre Hand. „Ich danke Dir, liebe Mila, mir
ist besser,“ sagte er. „Bleibe ein wenig bei mir, ich will nicht
allein sein.“

Das junge Mädchen zog einen Schemel herbei und setzte
sich zu des Oheims Füßen, der in einem Lehnstuhl ruhte;
sie kam sich wie ein Kind vor, dem Baron gegenüber; denn
bei Felix von Waldenow hatten Nerven und Kummer den
Fahren vorgearbeitet und ihm, dem kaum Vierzigjährigen,
das Antlitz eines Greises verliehen.

(Fortsetzung folgt.)

An Mariens Herz!

(Nachdruck verboten.)

Ich weiß ein gar wonniges Plätzchen,
Doll Sehnsucht eile ich hin —
Zum Garten der himmlischen Mutter,
Zum Herzen der Königin.

Mit lieblichen Blumen bepflanzt,
Umweht ihn ein himmlischer Duft;
O zög're nicht lange und eile
Auch du, wenn Maria dich ruft.

Dort findest Du Rosen der Liebe,
Der Hoffnung grünendes Reis,
Der Demut bescheidenes Weischen,
Die Lilit der Reinheit — schneeweiß.

O pflücke die herrlichen Blumen
Und winde davon einen Strauß;
Daß Du dereinst kannst begrüßen
Maria im Vaterhaus.

Und wenn hier im Tale der Tränen
Dich Kummer bedrückt und Leid —
So eile zum Herzen der Mutter,
Zu helfen ist's immer bereit.

Wenn einst in der Sterbestunde
Im Kampf der Feind dich bedroht,
O eile doch hin zu Maria —
Dort fürchte nicht Feinde, nicht Tod!

An diesem süßesten Herzen
So selig schlummern wir ein!
O Mutterherz! laß uns auch fürder
Deiner Hilfe gewärtig stets sein.

Carlsruhe.

Frieda Deder.

Wenn der Hausherr Geld wechselt.

Humoreske von De Sinclair. — Berechtigte Uebersetzung aus dem
Holländischen von A. Speyer.

(Nachdruck verboten.)

„Ach, Willy, da ist schon zum zweiten Male die Rechnung
von Sinkel, und ich habe nur einen Fünfundzwanzig-
Guldenschein da; bitte, gib Du es doch 'mal rasch.“

Willy, der mit unzufriedenem Gesichtsausdrucke in
einem Eckchen auf einem Schaukelstuhle sitzt und den ersten
Morgen seiner Geschäftsferien zwischen Wäschezapeln ver-
bringen muß, sieht bei diesem Ansinnen recht ärgerlich drein.
„Wieviel macht es?“

„Minna, wie viel ist es?“ ruft die Frau dem Dienst-
mädchen zu, das auf dem Vorplage mit einer frisch einge-
sprenkten Serviette in der einen Hand wartend steht, wäh-
rend sie mit der anderen die Haustüre von oben aufklinkt.

„Sie, wie viel macht es?“ ruft sie dem Diener zu. Eine
männliche Stimme schreit etwas nach oben. „Siebzehn Gul-
den dreiundachtzig Pfennige,“ ruft das Dienstmädchen. —
„Nun, kann denn der Kerl nicht wechseln?“ fragte Willy. Der
„Kerl“ kann unmöglich, und Willy grinst, denn er ist in einer
Stimmung, alles das angenehm zu finden, was seine Frau
ärgert.

„Bitte, gib Du mir es doch,“ flehte sie. — „So viel hab
ich gar nicht,“ sagte der Herr, träge die Börse aus der
Hosentasche ziehend: „Da, gerade noch fünfzehn Gulden und
ein paar Pfennige.“

„Wie langweilig, Du hast auch nie etwas,“ brummte
seine Frau. Er murmelte etwas vor sich hin.

„Bitte,“ — es ist merkwürdig, wie ausdrucksvoll die
Stimmen mancher Frauen sind — „bitte, Willy, geh', wechsle
doch 'mal den Schein für mich hier in der Nähe.“

„Ich? ... laß Minna doch gehen!“

„Unmöglich,“ ruft die Frau, „sieh' nur, was da noch alles
liegt, außerdem muß sie noch das Schlafzimmer herrichten
und dann das ganze Essen besorgen ... bitte, nun, aber
schnell, ja?“ Das „Ja“ klingt allerliebste.

Herr Hansen steht brummend auf und murmelt etwas
in den Bart, von Mädchen, die nichts anderes tun können
als klatschen. Frau Hansen ruft dem wartenden Mann zu,
auf dem Rückweg noch einmal heranzukommen. Eine unbe-
stimmte Antwort wird nach oben gerufen; es klingt ebenso
nach „schon gut“ wie nach „na nu“ und gleich darauf wird
die Thür dröhnend zugeworfen. Herr Hansen zieht mit einem
roten Kopf die Stiefel an und nimmt seinen Hut vom Kiegel.

„Hier ist der Schein,“ jagt seine Frau sehr freundlich,
„verliere ihn nicht ... Ach, wie siehst Du blaß aus? ...“

„Nein, so kannst Du nicht auf die Straße gehen ... warte nur 'mal.“ Ihr Mann tritt ungeduldig mit dem Fuße auf. „Was ist denn nun schon wieder?“

„Du bist ganz staubig.“

„Das kommt von dem verrückten Wäschelegen und -Ziehen, das Ihr da macht ... die Zusseln fliegen durch die ganze Stube ... mir tut schon der Hals davon weh.“ — „Dann bringe gleich etwas Kali Chloricum mit ... warte, noch der Hut.“ Herr Hansen eilt die Treppe hinunter und wirft die Türe so krachend ins Schloß, daß ein großer Stapel Servietten das

Gleichgewicht verliert und umfällt.

Frau Hansen und Minna machen sich sofort wieder daran, eifrigst die Wäsche zu ziehen und zu legen, eine für einen Mann durchaus unverständliche Beschäftigung, deren Sinn er nicht begreift, die der Hausfrau am Abend unweigerlich Kopfschmerzen verursacht, abgesehen von der bei dieser Gelegenheit an Trunkenheit grenzenden Verrücktheit des Dienstmädchens und bei einer Atmosphäre im Hause, die den besten Gatten in den Klub treibt. Dies zur Beschönigung von des Hausherrn Unliebenswürdigkeit, an einem der wenigen Wochentage, den er frei hat und gemächlich zu Hause zu verbringen hofft.

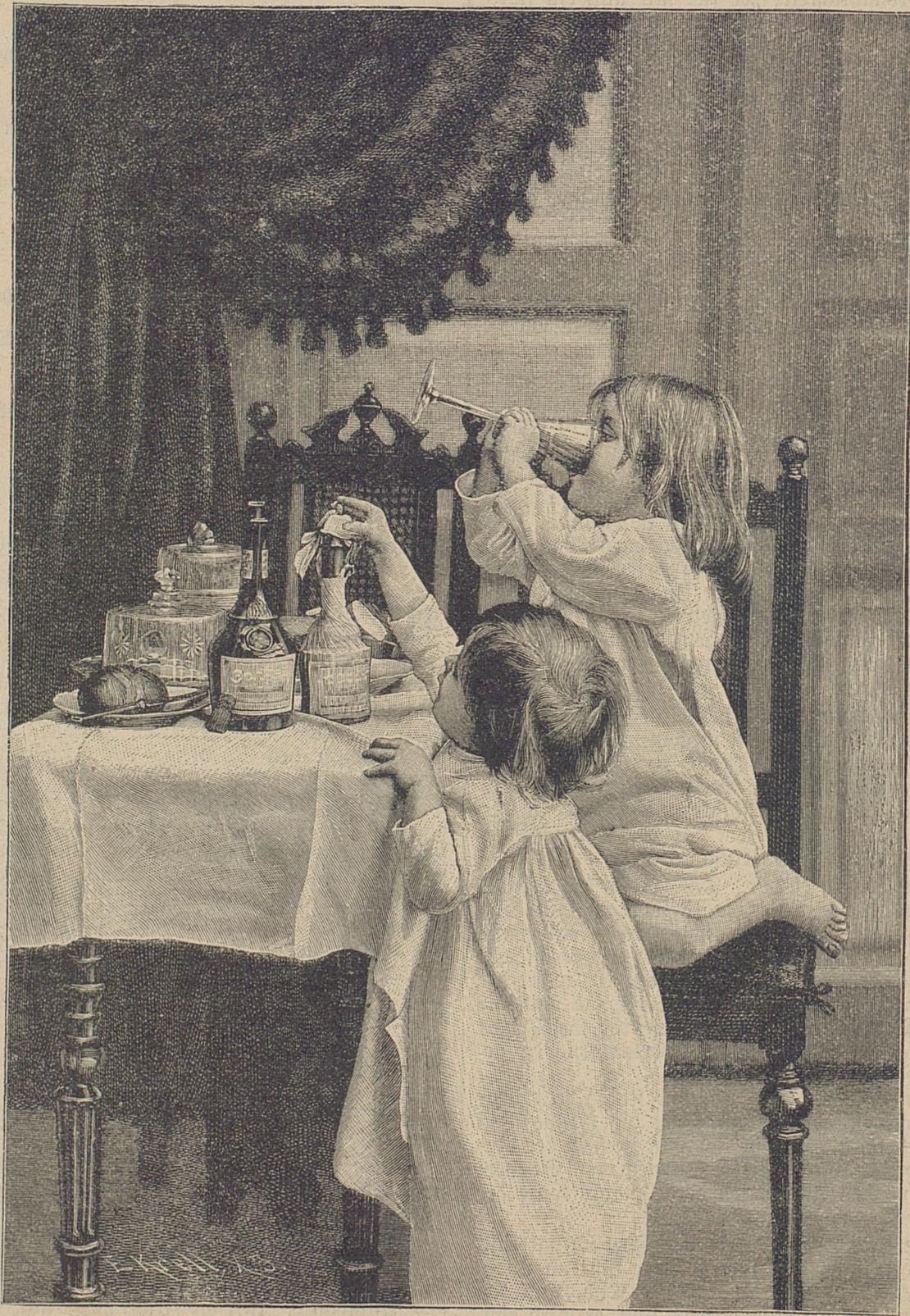
Herr Hansen beruhigt sich auf der Straße etwas, die frische Luft draußen tut ihm gut und er sieht teilnehmend auf die jungen Anlagen, an denen

er vorüberkommt. Wohin nun mit den fünfundsanzig Gulden? Halt, dort in den Zigarrenladen. Da kann er ja zugleich etwas kaufen. Es ist zwar knauster, aber immerhin! ... Er tritt ein. „Ich möchte zwei Zigarren zu sechs Pfennig mittelschwer.“

„Bitte, mein Herr, wollen Sie jogleich eine anzünden?“

„Ja bitte.“ Und Herr Hansen zündet eine an. Die Banknote erscheint auf dem Tisch.

„Ach, mein Herr, ich bedaure; ich habe kein Silber zu Hause; hab' heute Morgen dem Schlächter 100 Gulden wechseln müssen ... haben Sie es nicht kleiner?“ — „Jawohl.“



Ein unbewachter Augenblick.

Der Schein verschwindet wieder in der Westentasche, die zwölf Pfennige kommen aus dem Portemonnaie zum Vorschein und Herr Hansen verläßt kühl grüßend den Laden.

„Kolossale Aufschneiderei!“ brummt er vor sich hin. „Hundert Gulden, ich wette, der Kerl hat sie noch nie beisammen gesehen. Aber wohin nun? — Ha, der Konditor.“

„Guten Tag, mein Fräulein,“ klingt es freundlich. „Kann ich von Ihnen,“ — das junge Mädchen schlägt errötend die Augen nieder — „vier Nesselkuchen haben?“ — „Bitte, mein Herr,“ und die Delikatessen werden, weil sie so sehr frisch

und warm sind, lose und vorsichtig in eine große Düte gesteckt. „Sonst noch etwas gefällig, mein Herr?“

„Ja ... noch ein Viertelpfund Pralines!“

„Zu vierzig oder fünfzig Pfennige?“

„Zu fünfzig, mein Fräulein.“

Herr Hansen folgt der Bewegung der zarten Händchen und sagt endlich: „Wie schön doch heute das Wetter ist.“

„Ja, besser als gestern.“

„Ja, bisher war es ...“

„Schauerlich!“ „Wie viel haben Sie zu bekommen, mein Fräulein?“

„Siebzig, mein Herr.“

Die Banknote erscheint zum zweiten Male.

Das junge Mädchen zieht eine Schublade auf und klimpert mit dem Gelde: „Es tut mir leid ... Ich habe kein kleines Geld. Haben Sie es nicht kleiner?“

„Ich will mal sehen,“ klingt es bedenklich zurück. „Ja, aber ich würde so gerne ...“

Vielleicht könnten Sie es doch ...?“ — Das junge Mädchen verschwindet in einer geheimnisvollen Kammer hinter einer Glastüre. Herr Hansen starrt auf alle Arten von Süßigkeiten und bröckelt mechanisch an einem Stückchen frischen Kuchens. Einen Augenblick später kommt das Fräulein zurück. „Es tut mir sehr leid, aber ich kann es Ihnen nicht wechseln.“ Herr Hansen holt seufzend Kleingeld hervor, erfaßt die warme große und die kalte kleine Düte und geht wieder auf die Straße.

„Was sind die Menschen hier alle armselig!“ brummt er. Er geht weiter, zwischen Mädchen, die Teppiche klopfen. „Se, mein Herr, geben Sie mir etwas davon,“ ruft ein kleiner

Zunge und stößt mit seinen schmutzigen Fingern ein Loch in die durchfettete Düte. „Unverschämter Bengel, mach, daß Du fortkommst! Was für 'ne Last, und das nun gerade, wenn man mal nichts zu tun hat, das ist was Schönes!“ Der

„Das ist meine Sache, mein Fräulein,“ jagt Herr Hansen ärgerlich, „geben Sie nur, was Sie bei der Hand haben.“
„Ach, ich habe beides bei der Hand,“ jagt das junge Mädchen unbeirrt, „ich will es Ihnen zeigen,“ und sie

Spaziergang hatte seinen ganzen Reiz für ihn verloren.

„Nun werde ich es hier 'mal probieren,“ und Herr Hansen bleibt vor einem Posamentiergeschäft stehen.

„Aber, was soll ich hier kaufen, — na, — es wird mir schon etwas einfallen.“ Er tritt ein und steht drei Mädchen gegenüber, die an um die Taille geschlungenen Bändern große Scheren tragen.

„Guten Tag, meine Damen!“

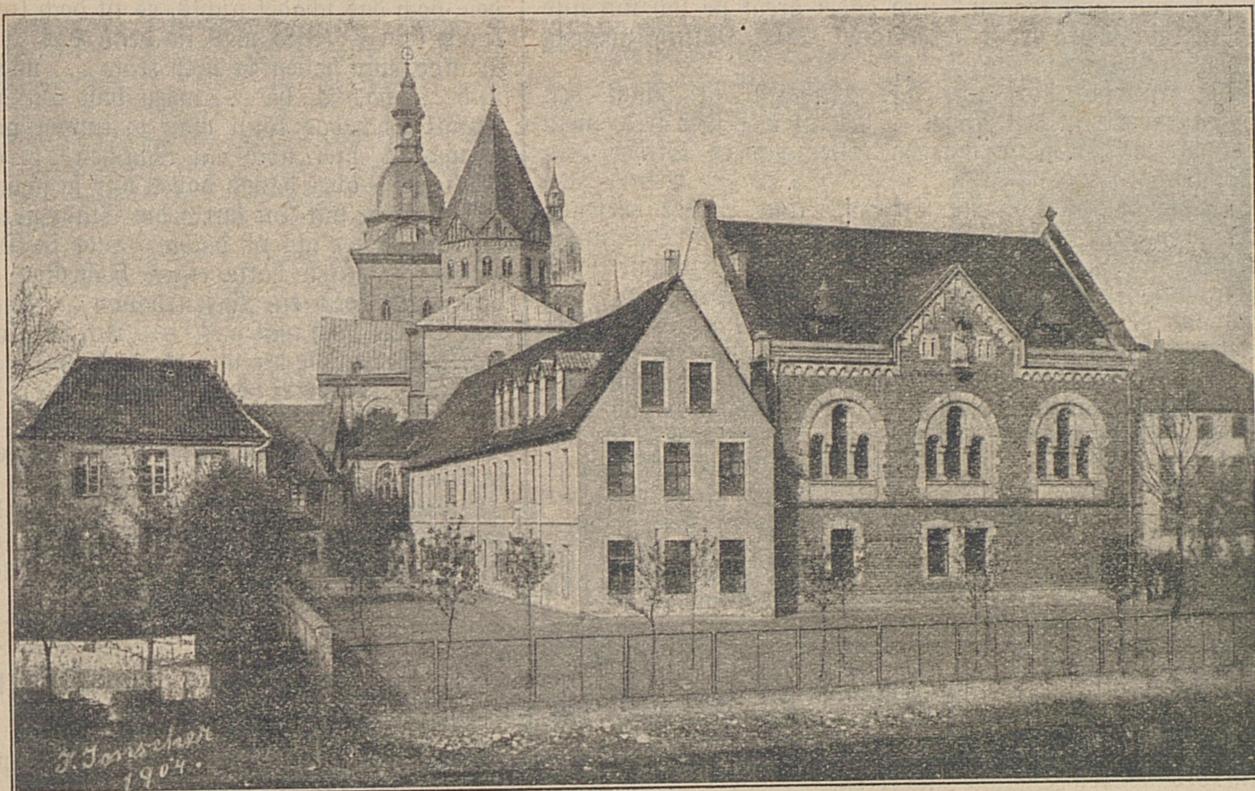
Ein dreistimmiges: „Guten Tag, mein Herr.“

„Ich möchte etwas Band haben.“

Herr Hansen spricht verwirrt zu allen Dreien zugleich. Das Trio wechselte einen verständnisinnigen Blick. „Schwarz oder weiß, mein Herr?“ fragte die Älteste, ein fettes Stumpfnäschen. „Wie meinen Sie? ... hm! ach ja, schwarz, ja, ja!“

„Und wie breit?“ — „Wie breit?“ Die beiden andern Mädchen fichern.

„So wie breit? ... Wozu soll es sein, wenn ich fragen darf?“



Zur Elfhundertjahrfeier des Gymnasiums Karolinum zu Osnabrück.

kletterte auf eine kleine Leiter, um die Schachtel herunter zu holen.

„Geben Sie acht; die fettige Düte!“ jagte plötzlich eines der fichernden Mädchen, als Herr Hansen mit einem Gefühl von Ekel die warme Düte mit den Aepfelfuchsen auf einen Stoß von Manufakturwaren niederlegte.

„O, pardon!“ Das erste Fräulein klettert mit einer Schachtel herunter. Herr Hansen findet seine Lage ver-



Der Kaiser.

Kaiser Wilhelm II. auf der Nordlandreise: Die Deputation von Aalesund begrüßt den Monarchen am Land.

zweifelt, aber er will aushalten. „Von diesem da, Fräulein,“ und er weist aufs Geratewohl auf ein Stück Band.

„Bitte sehr, wieviel wünschen Sie?“ — „Fünf Meter.“ Wieder erscheint die Banknote. Willy ist von staunenswerter Ausdauer. „Wollen Sie mir das, bitte, wechseln?“

„Ich will 'mal fragen,“ und dabei dreht sie sich um und bläst in ein Sprachrohr. „Können wir fünfundzwanzig Gulden wechseln?“

Die Antwort hört nur das Mädchen, sie hängt den Stopfen wieder an den Nagel. „Es tut mir sehr leid, mein Herr, wir haben heute morgen unser ganzes Silber dem Schlächter gegeben.“

„Es scheint, als ob die Schlächter auf Silber veressen sind,“ sagt Herr Hansen mit spöttischem Blick. Das junge Mädchen nickt lächelnd. Der Herr bezahlt, nimmt seine Pakete auf, jagt: „Guten Morgen,“ so recht von oben herab und geht aus dem Laden. Draußen hört er die drei Mädchen herzlich lachen und sechs Augen blicken ihm zwischen den im Schaufenster ausliegenden Sachen schalkhaft nach.

„Dumme Mädels, — ein brutales Volk, und das geht nun ausschließlich mit Frauen um... hm! S' ist ein Skandal, wie sie einen einfach auslachen. — Gätt' ich nur den elenden Schein erst gewechselt! Wenn ich den wieder nach Hause bringe, bekomme ich es noch in der nächsten Woche zu hören. Ha, eine Idee! Wentind wird vielleicht zu Hause sein, der kann ihn mir wechseln. Wie dumm, daß ich erst jetzt daran denke.“

Hansen klingelt an einer Haustüre, gleich darauf wird geöffnet. „Herr Wentind zu Hause, Fräulein?“

„Nein,“ ruft eine Männerstimme von oben herunter. „Herr Wentind ist im Harz. Was darf ich ihm bestellen?“

„Nichts!“ Patzsch! und der Mann oben hört die Tür mit einem dröhnenden Schlage zuwerfen.

„Pech! Junge, Junge, was für'n Pech!“

Verzweifelt sieht Hansen sich um, faßt dann plötzlich einen Entschluß und tritt in ein Papiergeschäft, es ist sehr voll und ihm sehr fatal, als er plötzlich einen Bekannten erblickt. — „Wilhelm! Sapperlot, Kerl, wie üppig Du bist! Lauter Lederbissen! Es ist doch heute nicht Dein Geburtstag?“ — Der Scherz fällt auf unfruchtbaren Boden, und er wendet sich ziemlich unfreundlich von seinem Bekannten ab. Er bestellt Briefpapier, wird ganz schnell bedient, aber sein Bekannter geht gerade aus dem Laden heraus, und um Zeit zu gewinnen, kauft er noch ein Bild von der Königin.

„1 Gulden 80, bitte. Pardon, mein Herr: ich habe kein kleines Geld, es kommen so viele Menschen, die gewechselt haben wollen.“ Hansen zahlt weiter mit kleinem Gelde und verläßt um ein Päckchen reicher den Laden.

„Das ist hier 'ne Gegend! Fünf Läden umsonst in Nahrung gesetzt... aber der Schein...“ Er knirscht mit den Zähnen... das erleichtert. In einem Delikatessengeschäft probiert er es noch einmal ohne Erfolg, und mit einem fettigen Päckchen Leberwurst steht er nach zehn Minuten wieder draußen, die ungewechselte Banknote in der Westentasche. Eine dumpfe Gleichgültigkeit überkommt ihn, und mit tiefer Verachtung vor der ganzen Welt tritt er bei einem Gewürzkrämer ein. Ein vertrocknetes altes Männchen wiegt da Düten verschiedenen Inhalts ab.

„Können Sie mir 25 Gulden wechseln?“ — „Nein.“ — „Unmöglich?“ Der Mann hält es nicht für nötig, weiter zu antworten und schüttelt einfach den Kopf. — „Nicht?“ — „Nein, nein, nein,“ schreit der Krämer plötzlich. „Hier ist kein Bankgeschäft.“ — „Das weiß ich wohl, aber...“ — „Dann, bitte, lassen Sie mich in Ruh. Ich hab' keine Zeit...“ Und Sie, mein Fräulein,“ sagte er zu dem danebenstehenden Dienstmädchen seines Nachbarn, das den Fall sehr interessant findet. „Unverschämter Patron!“ und mit einem verzweifelten Gesicht tritt er den Weg nach Hause an.

Auf der Treppe bemerkt er erst, daß er die Schlüssel vergessen hat. Er läutet und bleibt wartend stehen. Oben rührt sich's nicht. Er reizt wie ein Rasender an der Klingel. Ueber seinem Kopfe wird ein Fenster aufgemacht und das Dienstmädchen steckt den Kopf heraus, um zu sehen, wer da ist. Herr Hansen runzelt die Stirn, einen Augenblick später öffnet sich die Türe. „Sagen Sie mal, wie lange soll ich denn hier noch stehen und warten?“ — „Tott, Herr Hansen; ich dacht', es wär' der Müllkutscher, Sie haben doch 'nen Schlüssel.“

Herr Hansen klimmte die Treppe hinauf. Oben ist die Wäsche verschwunden und der Kaffeetisch steht bereit. „So,

Willy, bist Du wieder da? Wir sind glücklich fertig mit der Wäsche,“ und als sparsame Hausfrau legt sie den niedergeworfenen Gut in die Gutfachtel. „Himmel, was hast Du da nur alles für Pakete; Liebster, was hast Du denn alles eingekauft? Aber die Apfelfuchen sind ja zu Apfelmus geworden, doch das schadet nichts, es ist doch lieb von Dir!... Pralines fein — Und was ist denn das... Leberwurst, aber Männer, wir haben ja noch Käse... wie verschwenderisch — und... ha, ha, ha... wozu hast Du denn das gekauft — Band! Doch das kann man ja immer gebrauchen... Briefpapier... hier noch ein Päckchen... ein Bild von der Königin — aber davon haben wir ja schon zwei liegen — und mit alledem bist Du durch die Stadt gezogen? Du bist doch wirklich netter als ich dachte. Hier ist Dein Kaffee!“

Herr Hansen hatte einen hochroten Kopf. „Nach nun, bitte, nicht solch ein Wesen davon... hm!... War der Kerl von Sintel noch mal da?“ — „Ach ja, gleich nachdem Du fort warst, aber ich dachte mir gleich, daß Du spazieren gehen und die ganze Wechselei vergessen wirst. Du hast den Schein doch hoffentlich nicht verloren?“

„Nein,“ sagte Herr Hansen mit verlegener Zaghaftigkeit in seiner Stimme: „Aber, wie hast Du's denn gemacht?“

„Ach, ich habe Mina mit einem anderen Schein zum Schlächter geschickt, der kann immer wechseln.“

Herr Hansen verschluckt sich an seinem Kaffee und bekommt einen argen Hustenanfall.

Kleine Rundschau.

24. August 1904.

In New-York ist man gegenwärtig mit dem Bau eines neuen Verkehrsmittels beschäftigt, bei welchem ungeheure technische Schwierigkeiten zu überwinden sind. Es handelt sich um die sogenannte Röhrenbahn, deren Weg unter Meeresarmen und über Inseln führt. Es muß ein gewaltiger Hauptbahnhof geschaffen werden, der mit den in Hoboken und Long-Island-City mündenden Festlandbahnen durch Unterwassertunnels in Verbindung gesetzt worden ist, welche das Bett des Hudsonriver und des Castriver unterfahren. Neben Tunnels von gewöhnlicher Bauart liegen in der Mitte des Strombettes, dreißig Meter unterhalb des Wasserspiegels zweigleisige Röhrentunnels, die sich in der Nähe des im Bau befindlichen Zentralbahnhofs in zahlreiche Nebentunnels spalten, die durch einen viergleisigen Bogentunnel mit der Hauptstation in Verbindung gesetzt sind. Von hier aus laufen gegen Osten die Hauptgleise in gemauerten Röhren und gehen, am Ufer des Castriver angelangt, in Betonröhren über, die von gußeisernen Schalen umgeben sind. Da die Röhren verhältnismäßig oberflächlich in den Triebfandschichten liegen, mußte man den Bau durch in festen Grund getriebene gußeiserne Schraubenpfähle sichern. Die Tunnelröhren sind im Innern mit Betonmasse ausgefüllt, die etwa bis an den unteren Rand der Wagenfenster reicht und eine Entgleisung nahezu unmöglich macht. Auf diesem seitlich laufenden Bankett können sich auch nötigenfalls die Passagiere eines verunglückten Zugs leicht retten. Betrieb und Beleuchtung dieser neuen Röhrenbahn erfolgen auf elektrischem Wege.

Auch in der Schiffsbaukunst ist ein Kunststück gelungen, das ebenfalls in Amerika ausgeführt wurde und in den beteiligten Kreisen ungewöhnliches Aufsehen gemacht hat. Ein Ingenieur Krull hat es nämlich fertig gebracht, einen 62,5 Meter langen hölzernen Raddampfer wagrecht, also der Länge nach, zu durchschneiden, die Teile von einander zu heben und dann wieder zu verbinden, nachdem der Zwischenraum ausgefüllt worden war. Nicht weniger als 73 Schraubenwinden, von denen 25 im Innern des Schiffsrumpfes und 48 außen verteilt waren, traten in Tätigkeit, um den oberen Teil nach und nach 50 Zentimeter emporzuheben. Darauf wurden die beiden Teile des Schiffes wieder in geeigneter Weise vereinigt und dem Schiffe so eine größere Tiefe und damit größere Ladefähigkeit gegeben. Gleichzeitig wurde auf diesem Wege eine günstigere Eintauchtiefe und damit eine bessere Wirkung der Schaufelräder sowie eine Vergrößerung der Schiffsgeschwindigkeit erzielt.

Eine englische Gesellschaft hat sich das Recht der Ausnützung der Viktoriasfälle gesichert, die in nächster Zeit durch Vollendung der Kap-Kairobahn in den Dienst des menschlichen Erfindungsgeistes gestellt werden können, und nicht

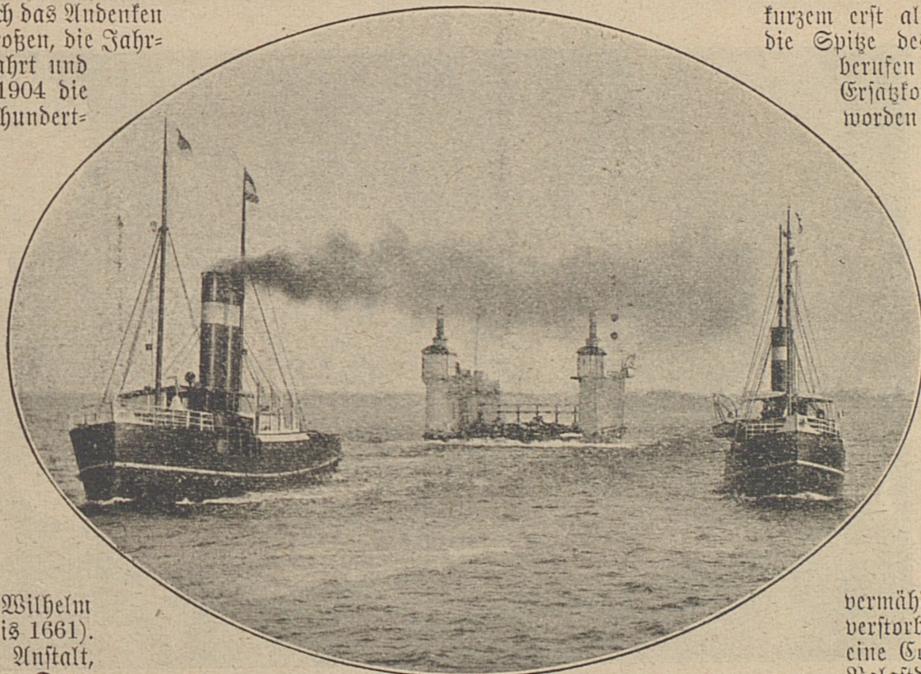
nur für Verkehrszwecke, sondern auch für die Kraftverteilung über den ausgedehnten Minendistrikt von Südafrika in Betracht kommen. Die gesamte Kraft der Viktoriafälle wird auf 35 Millionen Pferdestärke — also fünfmal höher als die des Niagara — geschätzt, da sowohl ihre Wassermenge als auch ihre Fallhöhe über das Doppelte beträgt. Um die Goldbergwerke von Südafrika in den Kraftbereich der Elektrizitätswerke zu ziehen, wären allerdings Leitungen von tausend Kilometer Länge erforderlich.

In Frankreich wurde ein Dampf-Motorrad hergestellt, das als das kleinste Fahrzeug dieser Art betrachtet werden kann. Zwischen Vorder- und Hinterrad befindet sich der Kessel, der mit Petroleum geheizt wird, während der sehr kleine Motor an der Hinterradgabel angebracht ist. Mit einem Petroleumvorrat von 5 Liter soll das Rad 200 Kilometer weit fahren und die Benzinmotorräder an Geräuschlosigkeit, Geruchlosigkeit und Billigkeit im Betriebe überreffen. Das Gesamtgewicht dieses kleinen Dampf-Motorrades beträgt nicht mehr als 48 Kilogramm.

Zur Elfhundertjahrfeier des Gymnasiums Karolinum zu Osnabrück.

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

Das königliche Gymnasium Karolinum zu Osnabrück, dessen jetziges Schulgebäude wir unsern Lesern im Bilde vorführen, ist eine der ältesten höheren Lehranstalten Deutschlands. Es hat mit seinem Namen auch das Andenken seines StifTERS, Karls des Großen, die Jahrhunderte hindurch treu bewahrt und hat am 23., 24., 25. August 1904 die Erinnerung an seine elfhundertjährige Vergangenheit festlich begangen. Gleich den Schulen der übrigen Domstifter ursprünglich für die Heranbildung junger Kleriker bestimmt, hat die Anstalt den Kreis ihrer Aufgaben im Laufe der Zeiten weiter gezogen. Durch die religiösen Wirren des sogenannten Reformationszeitalters wurde auch Karolinum in seinem Bestande bedroht jedoch zu neuer Blüte erhoben durch den Fürstbischof Kardinal Eitel Friedrich v. Hohenzollern (1623—1625) und dessen Nachfolger Franz Wilhelm Graf v. Wartenberg (1625 bis 1661). Ursprünglich als kirchliche Anstalt, unter der Verwaltung des Domkapitels stehend, ging die Anstalt seit der Säkularisation an die hannoversche Regierung über, die 1830 die Reifeprüfung nach preussischem Vorbilde einführt. Unter den Abiturienten dieses Jahres befand sich der spätere Zentrumsführer Ludwig Windthorst.



Das für Kamerun bestimmte deutsche Schwimmdock auf dem Transport.

Gedächtnismal für die verstorbene deutsche Kaiserin Friedrich an der Kirche in Kronberg.

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

In Kronberg im Taunus ist jetzt der Kaiserin Friedrich ein Denkmal errichtet worden, das sich von der Mehrzahl dessen, was in unsern Tagen an Fürstendenkmälern geschaffen wird, bedeutend abhebt. Das Monument, in Art einer Gedächtnistafel gehalten, weist ein Steinrelief, die Grablegung, und darüber ein Bronzemedallion mit dem Profilbild der Kaiserin auf. Der Schöpfer des Werkes ist Adolf Hildebrand, der sich auch hier wieder als der große strenge, mit den innersten Gesetzen seiner Kunst vertraute Meister bewiesen, als der er seine führende Stellung in der modernen deutschen Plastik sich erworben hat. Die „Grablegung“ erreicht in ganz merkwürdiger Weise perspektivisch-malerische Wirkungen, ohne Mittel anzuwenden, die dem Wesen der Steinplastik widersprechen; das Porträtrelief der Kaiserin vereinigt volle Lebenswahrheit und erhöhte, verklärende Auffassung.

Der deutsche Kaiser Wilhelm II. in Alesund.

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

Auf seiner Nordlandsreise hat Kaiser Wilhelm II. auch die norwegische Stadt Alesund, zu deren Gunsten sein Eintreten nach dem großen Brande in der Nacht zum 23. Januar 1904 eine umfassende Hilfsstätigkeit ins Leben rief, besucht. Die „Hohenzollern“ traf am Nachmittage des 14. Juli um 2¹/₄ Uhr dort ein und wurde mit Salutschüssen empfangen. Mehrere Dampfer, auf deren einem

sich ein Sängerkorps befand, waren der „Hohenzollern“ entgegengefahren. Der Magistrat und der Präsident der Stadtverwaltung gingen an Bord der „Hohenzollern“, um den Kaiser zu begrüßen. Beim Einlaufen der „Hohenzollern“ in Alesund wurde der Kaiser, obgleich er jeden Empfang ausdrücklich abgelehnt hatte, doch von der Bevölkerung in vielen buntbewimpelten und mit Blumen geschmückten Booten freudig begrüßt. Von einem gemischten Gesangschor auf einem kleinen Dampfer wurde außer mehreren norwegischen Liedern auch „Heil dir im Siegerkranz“ in deutscher Sprache vorgelesen. Bald nach dem Anker besichtigte der Kaiser unter Führung des Fregattenkapitäns v. Grumme, der im Januar die Hilfsexpedition leitete, des Bürgermeisters, einiger Magistratsvertreter und des deutschen Konsuls die hauptsächlich vom Brand beschädigten Stadtteile. Dank der Tatkraft der Bevölkerung schreitet der Wiederaufbau der Stadt rüstig fort.



Graf Feodor Keller †.
Russischer General.

Graf Feodor Keller †.

(Mit Abbildung.)

Der russische General Graf Keller ist am 31. Juli 1904 im Gefecht bei Haischeng in Ostasien durch eine japanische Granate getötet worden. Auf General Keller, der vor kurzem erst als Saffulitschs Nachfolger an die Spitze des 2. sibirischen Armeekorps berufen und dann zum Führer des Ersatzkorps für Port Arthur ernannt worden war, hatte man in Rußland,

da derselbe sich im letzten russisch-türkischen Kriege sehr ausgezeichnet hatte, große Hoffnungen gesetzt.

Der gefallene General, der erst 54 Jahre alt war, gehörte einer Familie an, die ihren Hauptstamm in Preußen hat, wohin sie aus der Schweiz kam. Erst der Großvater General Kellers trat in russische Dienste. Er war ein Urenkel des preussischen Ministers Grafen Keller, der im Jahre 1827 starb und mit einer Gräfin zu Sahn-Wittgenstein-Verleburg

vermählt war. Eine Verwandte des verstorbenen Generals, und zwar eine Cousine seines Vaters, ist die Balastdame der deutschen Kaiserin, die Gräfin Mathilde v. Keller. Bei Ausbruch des Krieges war Keller Gouverneur von Jekaterinoslaw. Auf seine Bitte um

Verwendung auf dem Kriegsschauplatz wurde er dem Oberbefehlshaber der mandchurischen Armee zur Verfügung gestellt und bald zum Führer der erwähnten Armeedivision ernannt. Seine Laufbahn war glänzend gewesen. Aus der Gardefavallerie hervorgegangen, kam er in den Generalstab und dann als Flügeladjutant in die kaiserliche Suite. Er kommandierte längere Zeit das Leibgarde-Schützenbataillon der kaiserlichen Familie, wurde hierauf Direktor des Pagenkorps; später trat er in die Zivilverwaltung über. Der Krieg hatte den bewährten Soldaten wieder dem Waffenhandwerk zugeführt und dem Feinde gegenübergestellt, wo ihm ein ehrenvoller Tod beschieden war.

Das für Kamerun bestimmte deutsche Schwimmdock auf dem Transport.

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

Mit dem Handel von Kamerun, der bedeutendsten deutschen Kolonie für Handel und Plantagenbau in Westafrika, hat sich auch der dortige Schiffsverkehr in den letzten Jahren bedeutend gehoben. Deutscherseits wird der Schiffsverkehr zwischen Kamerun und Europa vermittelt durch die Woermann-Linie, die drei Schnelldampfer eingestellt hat; sie reisen am 10. jedes Monats aus und erreichen das kameruner Hoff bereits am 30. desselben Monats. In der Morgenfrühe des 17. Juli 1904 verließ den Hamburger Hafen ein Woermann-Schwimmdock für Kamerun, das auf der Werft von Blom & Voß in Hamburg erbaut worden ist. Die große holländische Bugfrierfirma L. Smit & Co. hatte es übernommen, das Dock mittels der Schlepper „Zuiderzee“ und „Ocean“ nach seinem Bestimmungsorte Duala zu bringen. Unsere Aufnahmewurde zwischen Kughaven und Helgoland gemacht.

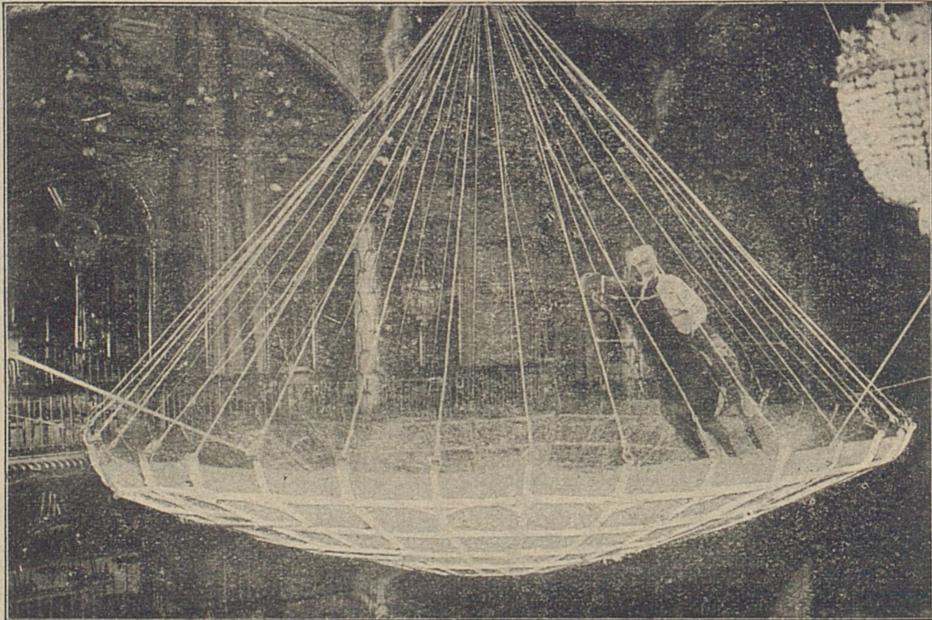
Ernstes und Heiteres.

Sinngedicht.

Wenn die Liebe eine Königin,
 Muß die Freundschaft eine Fürstin sein,
 Herrscht die erste über Herz und Sinn,
 Führt die and're traute Eintracht ein.
 Wenn Auroras Reize stürzt die Schranken,
 Luna siegt auch über Nachtgedanken —
 Joseph Sieberg.

[Ein unbewachter Augenblick.] (Mit Abbildung.) Das kleine Geschwisterpaar ist wohl zur Unzeit aufgewacht und hat seinen Weg ins Nebenzimmer genommen, wo der gedeckte Frühstückstisch gar einladend winkt. Ganz besonders die geheimnisvoll umhüllten Flaschen sind es, welche die Neugierde der kleinen Ausreißer erwecken. Das ältere Mädchen hat sich bereits des noch halb gefüllten Glases bemächtigt und das süße Getränk scheint ihm recht vortrefflich zu munden, während das kleinere Brüderchen sich anschickt, den weiteren Inhalt der Flasche einer Prüfung zu unterziehen. Beide scheinen von ihrer Entdeckungsreise recht befriedigt; wenigstens verhalten sie sich sehr still und wollen wir nur hoffen, daß, ehe sie das Geheimnis der Flaschen allzu sehr ergründet, der Eintritt der Mutter diesem unbewachten Augenblick ein Ende bereite.

[Ein neuer Artistenrick.] (Mit Abbildung.) Seitdem die modernen Arenen die Schleifenfahrten und andere waghalsige Kunststücke der Artisten, bei denen es sich allabendlich um Tod und Leben handelt, eingeführt haben, genießt auch das heutige Publikum leider jene Mischung von Lust und Grausen, die den alten Römern im Zirkus das blutige Spiel mit der Gladiatorenwaffe oder der Kampf mit wilden Bestien gewährte. Die Artisten bieten in ihrem gegenseitigen Wettbewerbs nun natürlich ihre ganze Erfindungs-gabe auf, um durch immer neue und immer kühnere Tricks die Zuschauer zu überraschen. Im Casino de Paris macht gegenwärtig der „Cercle de la mort“, der in schwindelnder Höhe ausgeführte Ritt eines Kunstreiters im „Todesring“, Sensation. Hoch über der Manege schwebt unter der Decke des Zirkus an Drahtseilen ein Gestell, das sich kegelförmig nach oben zuspitzt und dessen Seitenwände in einem Winkel von etwa 45 Grad zur Ebene geneigt sind. Auf diesen steilen Seitenwänden sprengen nun Roß und Reiter in rasendem Galopp um das todbringende Loch, das der an den Drahtseilen hängende Korb aus starkem Weidengeflecht in seinem Boden hat. Nur ein Fachmann kann völlig ermessen, welche staunenswerte Gewandtheit des Reiters erforderlich ist, um diesen Ritt zu vollführen.



Eine neue Zirkus-Sensation: „Cercle de la mort.“

[Schweigen ist Gold.] Der alte Herr Gärtner hatte einen Streit mit dem Kolonialwarenhändler des Ortes gehabt und hatte es geschworen, je wieder bei seinem Feinde zu kaufen. Darum war dieser sehr angenehm überrascht, als eines Nachmittags sein verfloßener Kunde seinen Laden betrat und mit erhabener Gleichgültigkeit mehrere Pfund Farin-Zucker forderte. Die Klugheit hätte stillschweigende Anerkennung der veränderten Sachlage geboten; doch der Mensch ist schwach, und während der Kaufmann das Paket zuband, konnte er sich nicht enthalten, zu bemerken: „Ich dachte, Sie hätten neulich erklärt, nie wieder meine Schwelle zu betreten, Herr Gärtner?“ — „So ist es, und ich hätte es auch nicht getan“, war die Antwort, „aber ich habe eben eine schöne Sendung Blumenzwiebeln bekommen und habe gerade keinen Sand, um sie einzusetzen.“

[Größte Selbstbeherrschung.] Vater: „Also neulich warst Du zu Geheimrats geladen; Du hast Dich in der feinen Gesellschaft doch recht zusammengenommen?“ — Studiosus: „Und wie, Papachen, nicht einen Einzigen habe ich angepömpft!“

[Kindermund.] Die kleine Anna hat sich auf dem Jahrmarkt von der Hand ihres Vaters verloren und fragt, ihn suchend, jeden ihr Begegnenden: „Bitte, haben Sie nicht einen Herrn ohne ein kleines Mädchen gesehen?“

(Nachdruck verboten.)

[Der Zahn der Zeit.] „Die kleine Mizzi lächelt aber wirklich reizend.“ — „So lächelt sie aber schon zehn Jahre. Eine Garnitur Zähne hat sie schon abgelächelt.“

[Angepaßt.] Dame: „Ich sei, gewährt mir die Bitte, in Eurem Bunde der Dritte! — Woraus ist das gleich?“ — Leutnant: „Ach, aus dem Schiller'schen Gedicht: Die Raution.“

[Galgenhumor.] Erster Einbrecher: „Und wie geht's dem Charlie?“ — Zweiter Einbrecher: „Nicht gut — er ist augenblicklich aus Zimmer gefesselt!“

[Gegen nächtliches Herzklopfen] wirkt Zuckervasser mit Zitronensaft sehr beruhigend, und werden in den meisten Fällen 1-2 Glas dieser Limonade sehr wohltätig auf die Herzthätigkeit einwirken und den gewünschten Erfolg haben.

Unsere Schug verdienen die Eidechsen, die leider noch viel zu sehr der Verfolgung ausgesetzt sind. Sie sind nicht allein unschädlich, sondern wegen ihrer Insektenvertilgung sogar sehr nützlich. Zudem bereiten sie dem sinnigen Naturfreund durch ihre schönen Farben und ihr munteres, flinkes Wesen nur Freude. Es ließe sich noch eine ganze Reihe kleiner und kleinster Bundesgenossen aufzählen, welche dem Obstzüchter und Gärtner im Kampfe gegen die Feinde seiner Kulturen wichtige Dienste leisten und ungerecht verfolgt werden.

[Kümmel Fleisch.] Kalbfleisch wird in kleine Stücke geschnitten und in feischer Butter weich gedünstet, indem man Salz, reichlich Kümmel und ein bißchen Wasser dazu gibt. Während des Dünstens muß das Fleisch öfters sorgsam umgerührt und Fleischbrühe nachgegossen werden, so daß es recht im Saft bleibt und gleichmäßig weich ist. Beim Anrichten garniert man dasselbe mit gut zubereiteten gerösteten Kartoffeln, mit Spätzeln oder mit Maffaroninudeln.

[Bratenreste mit Rührei.] Verschiedene Bratenreste, resp. Fleischreste werden in feine Streifen geschnitten und mit übriger Bratenfauce und einigen Eß-

löffeln saurem Rahm (Sahne) durchgedünstet. Unterdeß quillt man 6-8 Eier mit einem Eßlöffel Milch, dem nötigen Salz und Pfeffer ab, gibt dies in eine flache Pfanne, in der man ein gutes Stück Butter heiß werden ließ, rührt gut auf, bis die Eier eine leichte lockere Masse bilden, mengt die Bratenreste darunter, klat 10-15 Tropfen Maggi's Würze hinzu, schüttelt alles durch und richtet auf einer erwärmten Platte an. Zubereitungszeit eine halbe Stunde.

[Das Anstreichen der Fußböden.] Durch vieles oder öfters Scheuern sammeln sich in den Stuben feuchte Dünste an, so daß der Aufenthalt in diesen Räumen für den Menschen im höchsten Grade ungesund ist; daher ist es am praktischsten, die Fußböden mit Oelfarbe zu streichen. Das Anstreichen kann man, nachdem die Fußböden mit Sodawasser gereinigt, getrocknet und die Fugen verfittet sind, mit Leichtigkeit selbst besorgen. Die Farben hierzu sind in allen Droger- und Materialwarenhandlungen zu haben. Sind die Fußböden zweimal gestrichen, so läßt man sie ordentlich trocknen und überzieht sie mit Fußbodenlack, der gleichfalls in solchen Handlungen zu kaufen ist. Um den Lack recht hart zu machen

wird täglich mit kaltem Fluß- oder Regenwasser aufgewischt. Derart behandelte Fußböden halten die Feuchtigkeit lange ab, und das lästige Scheuern, wodurch oft sehr viel Zeit vergeudet wird, ist überflüssig. Will man die Farbe selbst mischen, was bedeutend billiger ist, als wenn man sie fertig kauft, so nimmt man ungefähr 3 Kilo Ocker, rührt diesen mit gewöhnlichem Firnis zu einer dickflüssigen Masse zusammen und gießt dann 250 Gramm Sikkativ hinzu. Durch den Ueberzug mit dieser Farbe wird der Fußboden einen harten Ueberzug erhalten, in welchem die Fußtritte nur in geringem Maße Spuren hinterlassen.

Diamantkrüffel.

Die Buchstaben vorstehender Figur sind so zu ordnen, daß die einzelnen wahren Reihen bezeichnen:

1. einen Konsonanten, 2. einen Körperteil, 3. einen Mädchennamen, 4. eine Stadt in der Pfalz, 5. einen weiblichen Rufnamen, 6. einen gelehrten Beruf, 7. einen deutschen Dichter, 8. ein deutsches Land, 9. eine deutsche Residenzstadt, 10. Name verschiedener Komponisten, 11. Männernamen, 12. Kanton der Schweiz, 13. einen Konsonanten.
- So geordnet, entspricht die senkrechte Mittelreihe der wahren Mittelreihe.
 Paul Kieckhoff.

Anagramm.

Der Knabe braucht mich, wie der Mann, Dann geb' ich aus dem alten Bund
 Fügt du mir noch ein Zeichen an, Dir einen der Propheten kund.

(Die Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Aus voriger Nummer:

Auflösung der Dreißigigen Scharade: Blumenstrauß.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag der Aktiengesellschaft
 „Badenia“ (G. Vogel, Direktor) in Karlsruhe.